Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

**Band:** 1 (1906-1907)

**Heft:** 10

Rubrik: Umschau

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 25.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# 11mschau

Noch einmal das Schauspielrepertoire des Berner Stadttheaters. Meine Ausführungen über dieses Thema in der letzten Rummer der "Berner Rundschau" haben den Verwaltungsrat unseres Stadttheaters nun endlich aus dem Schweigen, hinter das er sich bis jett verschanzte, gestört. Er schrieb in den letten Tagen gegen die Kritifer des "Intelligenzblatt", "Tagblatt", "Bund", "Fremdenblatt", "Weltchronit" und namentlich auch gegen mich, eine lange Erklärung. Es ist uns noch selten etwas vorgekommen, das auf begründete Aussetzungen hin so wenig Positives zu erwidern wußte, das das Bemühen, sich mit einem möglichst großen Wort= schwall um die ganze unangenehme Sache herumzudrücken, so evident erwiese wie dieser langfädige Erguß. Warum sagt der Verwaltungsrat, wenn er den Spiel= plan dieser Saison darlegt, nichts davon, daß erst in allerletter Stunde Blumenthals "Großstadtluft" und Schön= than und Koppel-Ellfelds "Goldene Eva" vom Spielplan abgesetzt und die Text= bücher aus den Sänden des Schauspiel= personals, in denen sie sich bereits befanden, zurückgezogen wurden, daß von dem einen dieser Stude bereits Proben stattgefunden hatten und man dann an dessen Stelle geschwind Ibsens "Nora" einschob, allerdings nicht so geschwind, daß man das fragliche Stud nicht noch in dem hinten auf den Theaterzetteln aufgedruckten Wochenspielplan hätte figurieren sehen? Wenn er uns glauben machen will, daß dies nicht auf die allgemeine Empörung hin, die sich in fast der gesamten bernischen Presse gegen das Repertoire fundgab, geschehen ist, daß er also an der inzwischen eingetretenen Verbesserung des Spielplans unschuldig ift, bann muß er dies an Sand

von glaubhaften Beweisen tun, dann darf er nicht mit verschwommenen und unklaren Phrasen aufrücken, sondern nur mit den nackten, klaren Tatsachen. Wir werden ihm dann beweisen, daß wir über diesen Punkt und anderes mehr auch einiges in Erfahrung gebracht haben.

Ist es dann dem Verwaltungsrat nicht aufgefallen, daß mit einer einzigen Ausnahme alle bernischen Kritiker von Belang das Schauspielrepertoire bemängelten, wiewohl zurzeit unter ihnen nichts weniger als eine Verbrüderung herrscht und also von gegenseitiger Abmachung teine Rede sein kann? Fühlt er sich so hoch erhaben über aller Kritik, daß er selbst ihre allgemeinen, nur zu berech= tigten Aussetzungen glaubt ignorieren ober sogar mit persönlichen Berdächtigungen abtun zu können? Wo bei ihm die "sachlich überzeugende Kritit" anfängt. weiß ich nicht. Jedenfalls immer dort, wo sie lediglich das Sprachrohr seiner Meinungen ist.

Für die Fähigkeit unserer Theater= behörde auf dramaturgischem Gebiet zeugt die Hervorhebung Felix Philippis. In den Untersuchungen jedes bedeutenderen deutschen Literaturprofessors und Kritikers. in der simpelsten Literaturgeschichte steht zu lesen, was jeder Gebildete schon längst weiß, nämlich daß Philippi einer der größten und verlogensten Effekthascher ist, die je den Geschmad des deutschen Theaterpublikums verflachten und zugrunde richteten. Für die Berechtigung der Aufführung von Philippis "Helfer", der bei uns sogar die Schauspielvorstellungen eröffnete, führt der Verwaltungs= rat die Tatsache an, daß der "Helfer" am Wiener Burgtheater auch gespielt werde. Ist das nicht eine seltsame Logik, die das Schlechte mit dem Schlechten versgleicht? Also weil an der Wiener Burg, wer weiß unter welcher Einwirfung rein äußerlicher Faktoren, etwas Minderwertiges gegeben wurde, glaubt der Verswaltungsrat des Berner Stadttheaters dieses Minderwertige ebenfalls geben zu müssen. Das zeugt wohl am besten von dem Geist, der in dieser Behörde herrscht und dem Mangel an selbständigem Urteil in diesen Dingen.

Wenn ich dann vom Spielplan des Zürcher Stadttheaters sprach, so verstand ich darunter selbstverständlich den des Stadttheaters und Pfauentheaters; denn letteres ist nur die Filialbühne des Stadt= theaters und es wird auf ihr mit den gleichen Mitteln und den gleichen Kräften gespielt wie an diesem. Daß die beiden also zusammengehören, ist selbstverständlich. Auch weiß ich nicht, ob man mich in dieser Behörde mit Absicht migverstehen Ich habe doch mit keinem Wort will. bestritten, daß in Zürich auch leichtere Stude gegeben werden, sondern dies ge= radezu betont und das Aufführen von solchen hier wie dort in gewisser Beziehung sogar entschuldigt.

Was soll also der Einwand des Verwaltungsrates gegen mich, in Zürich würden auch leichte Stücke gegeben, warum kämpft er gegen etwas, das ich gar nie bestritten habe? Was ich verlangte, war der Vergleich zwischen den beiden Spielplänen. Der Verwaltungsrat nehme sich nur einmal die Mühe, diesen Vergleich zu ziehen. Vielleicht wird dann auch ihm klar werden, wo im Verhältnis ernsthaften künstlerischen Anforderungen mehr Genüge geseistet wird, ob bei dem Spielplan des Zürcher Stadttheaters oder bei dem, den er ausstellt.

Im weiteren wirft der Verwaltungsrat der "Berner Rundschau" vor, daß sie mit ihrer Kritif des Schauspielplanes hintendrein gehinkt wäre. Daß schon viel früher und namentlich in der Nummer vom 15. November, also zu einer Zeit, wo die meisten andern Blätter noch wenig oder noch nichts darüber geschrieben hatten, auf die Mängel des Repertoires hingewiesen wurde, davon hat natürlich der Berwaltungsrat keine Ahnung, ein Beweis mehr für die "Gründlichkeit", mit der dort gearbeitet wird und die Leichtfertigkeit, mit der er Borwürfe erhebt.

Wenn er dann im fernern zu einem Mittel gegriffen hat, das sonst unter ansständigen Menschen namentlich in der Polemik über ästhetische Fragen nicht üblich ist, zu dem der persönlichen Versdächtigung, so mag er das mit den Grundsätzen vereinbaren, die bei ihm in bezug auf persönliches Ehrs und Rechtlichkeitssgefühl ausschlaggebend sind. In den bernischen Tagesblättern habe ich diese Verdächtigung bereits gebührend zurücksgewiesen und will deshalb hier nur die Schlußsätze meiner Entgegnung wiedersgeben. Sie lauten:

"Es gibt nichts Freudigeres und Anregenderes, nichts die geistigen Kräfte so sehr Stärkendes als die offene und un= verhohlene Aussprache über fünstlerische Fragen, nichts, das dem Erstarren in alten zopfigen Formeln und Schablonen so fehr auf den Leib rückt, wie der frische frohliche Kampf der Meinungen und Ansichten. Und wenn auch hin und wieder die Geister etwas stark aufeinanderplazen, so hat das nichts zu sagen, wenn nur die Waffen, mit benen man ficht, nicht unehrliche und hinterlistige sind und man sich, wie es Männern geziemt, Auge in Auge gegen= über steht. Wo man aber zu persönlichen Berdächtigungen schreitet, da liegt für einen anständigen Menschen der Bunkt, wo er nicht mehr mitmachen kann, wenn er sich nicht selbst verachten soll. Das mag der Berwaltungsrat des Berner Stadt= theaters sich merken."

Ich will hier nun noch einmal grunds sätlich die Frage beantworten, warum ein minderwertiger Schauspielplan vom ernsthaften Kritiker mit allen ehrlichen Mitteln bekämpst werden muß, wiewohl die Beantwortung dieser Frage bereits aus dem Aufsat über das Repertoire in der letzten Nummer der "Berner Rundschau" hervorgeht:

Der weitaus größte Teil des Theater= publitums reflettiert gewöhnlich über ein Stud nicht; ja, es würde augenblickliche fritische Reflexion sogar als Störung des fünftlerischen Genusses empfinden. wird durch die Vorgänge auf der Bühne meistenteils so in Anspruch genommen, daß es gar nicht daran denkt, sich zu fragen, was wahr und was falsch daran sei. Es nimmt dann das Stück gewissermaßen naiv in sich auf. Natürlich wo sich die Verlogen= heit einem gleich so faustdid aufdrängt, wie in den Machwerken eines Blumen= thal, Kadelburg, Lauffs usw., da wird man die Minderwertigkeit ohne weiteres gewahr. Wo sich diese Verlogenheit aber unter einer so geschickten Mache verbirgt, wie gerade bei Philippi, da nimmt man sie fast unbewußt in sich auf, sie geht in unsern geistigen Besit über und verflacht und ertötet so nach und nach den Sinn für das wirklich Gute und Wahre. Das ist die große Gefahr, die einer gesunden fünstlerischen Entwicklung droht. Diese Gefahr aufzuzeigen und zu bekämpfen, da= für ist der Kritiker da. Und wenn er sich einer Theaterbehörde gegenüber befindet, die so wenig Berständnis für das hat, was unserer geistigen Kultur not tut, daß sie selbst das Lob eines Philippi in hohen Tönen singt und dadurch diese Gefahr geradezu protegiert, so ist es seine Pflicht und Schuldigkeit, darauf hinzuweisen.

F. O. Sch.

Bürcher Stadttheater. Oper. in Wien und in den deutschen Großstädten fast überall mit dem größten Erfolge ge= gebene Operette "Die lustige Witwe" von Lehar, die Anfang Dezember auch in Zürich zur Aufführung gelangte, brachte für alle, die nach den Ankundigungen auf ein Wiederaufleben der feinen Operette Straußscher Art (von Suppé und Offenbach gar nicht zu reden) gehofft hatten. eine schwere Enttäuschung. Die Kompo= sition erhebt sich allerdings darin über den Durchschnitt der modernen nach= straußschen Operetten, als dem Komponisten etwas einfällt und er nicht bloß altes Gut neu aufputt. Aber im übrigen ist alles musikalisch in eine so niedere Sphäre gerüdt und so fehr dem Bariété= geschmad angepaßt, daß wir offen gestehen, für diese Art Musik kein Organ zu besitzen. Die Mache ist von einer Robeit, deren sich noch vor 30 Jahren, man möchte sagen selbst der obskurste Operettenkompo= nist geschämt hätte. Kaum eine Nummer hat eine wirkliche musikalische Struktur, länger ausgeführte Szenen wie die Ope= rettenfinales der ältern Zeit fehlen ganz und die Instrumentation ist erschreckend banal und grob. Am schlimmsten sind die Stücke, die der Komponist in seiner Eigen= schaft als Militärkapellmeister geschrieben hat; was hier an rohen Effekten geboten wird, drückt vor allem "Die lustige Witme" zu einer musikalischen Posse herab, die an und für sich nicht zu den schlechtesten gehört, aber mit der graziösen Runst der Operette nur noch den Namen gemein hat. Der auf einer "fremden Grundidee" aufgebaute Text, an sich nicht blödsinniger als die große Mehrzahl der Operettenlibretti, ist dann für drei Afte recht dunn; daß die angeblichen Wike, mit denen die Leere der Sandlung ausgefüllt ist, an Stumpf= sinn das Menschenmögliche leisten, versteht sich natürlich von selbst. Daß trokdem gelacht wurde, braucht ebensowenig noch besonders gesagt zu werden; im übrigen scheint "Die lustige Witwe" doch nicht den nachhaltigen Erfolg gehabt zu haben. der nach den ersten Vorstellungen erhofft wurde, und dies obwohl das Stud, dessen Aufführung zum größten Teile von Opern= fräften bestritten wurde, ausgezeichnet einstudiert war und mit viel Berve ge= geben wurde.

Am 7. Dezember beging die Zürcher Oper einen vielleicht unnötigen Att der Pietät, indem sie Franz Curtis "Schweizeroper", das "Rösli vom Säntis", die fünf Tage nach dem Tode des Komponisten im Februar 1898 zum erstenmal in Zürich aufgeführt worden war, wieder in den Spielplan einfügte. Franz Curti (1854—1898) aus St. Gallen, der als eigentlichen Beruf übrigens eine zahnärztliche Praxis ausübte, gehört zu

jenen jedermann befannten Dilettanten. die ihr hübsches Talent dadurch nicht zur Geltung kommen lassen, daß sie sich gleich an die größten und schwierigsten Aufgaben machen. Curti besaß eine entschiedene Anlage für die schlichte volkstümliche Musik, wie er denn auch mit Männer= dören den nachhaltigsten Erfolg errungen hat; statt sich nun aber zu begnügen, ein einfaches Singspiel mit idnllischer Sandlung in Musik zu setzen und dadurch in anziehender Art eine Gattung neu aufleben zu lassen, die seit dem 18. Jahr= hundert so gut wie verschwunden ift, mußte er sich nun gleich an eine große durch= komponierte heroische Oper machen. Und doch fehlte ihm dazu sowohl die Begabung wie die Technik. Was er in seinem "Rösli vom Säntis", dessen Text er offen= bar selbst gedichtet hat, geleistet hat, ist mit wenigen Ausnahmen (einem hübschen Frauenchor und einem Duett mit zwei "Schalmeien", zwei Stüden aus dem eigentlichen Gebiete des Komponisten) so ungeheuerlich dilettantisch, daß die Kritik nicht weiß, ob sie lächeln oder sich ärgern soll. Daß in der nainsten Beise Reminiszenzen, oft Note für Note unverändert, aus frühern Opern aller Richtungen herübergenommen worden sind, ist unter diesen Umständen noch das am wenigsten Schlimme. Besonders wo er dramatisch sein will, ist Curti von einer geradezu rührenden Silflofigkeit. Das Publikum, das zur Zeit der ersten Aufführung das "Rösli" mit großem Beifall aufgenommen hatte, blieb diesmal ziemlich fühl, und wenn auch ein so harmloses Werk nicht wohl durchfallen fann, so war der Beifall doch durchaus nur, was man "freundlich" au nennen pflegt.

Bor ausverkauftem Hause gastierte am 10. Dezember Frau Maria Gan, die schon in der vorigen Saison hier aufsgetreten, als "Carmen". Wie das erste Mal so riß auch diesmal die temperamentsvolle heißblütige Art der Spanierin das Publikum zu lautem Beisall hin, und im Gedanken an die vielen deutschen Carmen, die dem dämonisch Sinnlichen der Rolle sast

alles schuldig bleiben, kann sich auch die Kritik anschließen, obwohl nicht zu verstennen ist, daß eine so realistische, brutale Darstellung des männerversührenden Weibes eigentlich über die Grenzen der Oper hinausgeht und den Stil des musikalischen Dramas zu sprengen droht. Aber immer noch besser allzuviel Natur als die übersetzung in das brave zurückshaltende deutsche Wesen!

Die letten Wochen haben uns wieder die Neueinstudierung einer ältern Oper gebracht, aber diesmal eine dringend notwendige, nämlich die des "Don Juan". Mozarts Meisterwerk war in den letten Jahren auf die schlimmste Weise als Repertoireoper behandelt worden, die Aufführungen waren so verwahrlost, daß man lieber gar nicht mehr hinging, und man hatte um so mehr Grund zu klagen, als in der Münchner Bearbeitung auf wahrhaft glänzende Weise die Schwierig= feiten der übersetzung und Infgenierung gelöst waren und unser Theater sich nur an dies Muster hätte zu halten brauchen. Dies Berfäumnis ist nun nachgeholt worden und am Benefizabend unseres verdienten Kavellmeisters Lothar Kempter ging der "Don Juan" neu einstudiert in Szene. Man hatte sich, soweit es anging, d. h. vor allem soweit es sich ohne Dreh= bühne machen läßt, an die Münchner Bearbeitung angeschlossen. Die alte übersetzung, die weder den Sinn der italienischen Worte wiedergab, noch dem Geist der Musik entsprach, war durch eine neue, nicht nur getreuere, sondern auch sehr gewandte und natürlich flingende übertragung ersett worden. Die Seccore= zitative, die man hier nicht vom Klavier, sondern vom Streichquartett begleiten ließ, wurden, soweit wir kontrollieren konnten, vollständig wiedergegeben; da= durch ist auch der Text der eigentlichen Gesangsstücke, der bei dem frühern verstümmelten Dialog an einzelnen Stellen nicht gang verständlich war, erst zu seinem vollen Rechte gekommen. Die zwei nach= komponierten Arien des Don Ottavio und der Elvira wurden mit Recht geopfert:

so schön sie auch sind, so storen sie doch den Fortgang der Handlung in empfindlicher Weise und fallen außerdem, weil musitalisch mehr in dem typischen, allgemeinen Stil der opera seria gehalten, aus der lebensvollen Realistik der Buffooper stark heraus. Die Aufführung bewies, daß man mit dieser Restauration recht getan hatte. Noch nie hat der "Don Juan" so als einheitliches Drama auf uns gewirkt wie bei dieser Aufführung. Man sah jett erst recht, was die frühern Bearbeiter an diesem Texte gesündigt Da Pontes Libretto ist kein hatten. geniales Werk; aber es bringt, abgesehen davon, daß es dem Komponisten Gelegen= heit zu musikalisch abwechslungsreichen mannigfaltigen Szenen gibt, mas früher mit Recht als eine der wichtigsten Eigen= schaften eines Operntextes angesehen wurde, eine interessante, gut angelegte und geichidt durchgeführte Sandlung. Man muß sich nur genau an das Original halten und alle angeblichen Berbefferungen abweisen; dann bekommt der Zuschauer keineswegs das Gefühl von zusammen= hanglos aneinander gereihten Szenen, wie es in der alten Fassung leicht der Fall war.

Ob es an dieser Wiederherstellung des originalen Textes lag, daß man dies= mal sich auch das zweite Kinale, das große Ensemble nach dem Tode Don Juans, ruhig gefallen ließ? Jedenfalls empfand man diesen beruhigenden Schluß als durchaus passend, und da man schon im ersten Finale mit Recht die an die große Oper erinnernden Butaten wie den Chor beseitigt und damit übrigens für die musikalische Wirkung viel getan hatte, im zweiten Afte ferner Don Juan nicht mit dem üblichen großen Gepolter hatte erschlagen lassen, so war das Publikum ganz in die heitere Märchen= ftimmung versett, die eigentlich einen befriedigenden Ausgang verlangte. Wir wissen freilich nicht, ob sich dieser ur= sprüngliche Schluß auf unsern Bühnen wird halten können; aber bei den hohen musikalischen Schönheiten, die auch er enthält, sind wir schon dankbar, wenn wir ihn nur von Zeit zu Zeit wieder zu hören bekommen.

Die Aufführung war recht gut. Besonders die herrlichen Ensemblenummern ließen ben Segen ber grundlichen Reueinstudierung deutlich erkennen. merkte es ben Sängern an, daß fie fich nicht nur zufällig zusammengefunden hatten, sondern sich wirklich hatten ein= Auch die Partie des singen können. Orchesters war an einigen Orten nach dem Originale revidiert worden; so wurde die Szene mit den drei Tanzorchestern im ersten Finale, die so köstlich realistisch klingt und doch Mozartsche Grazie und Mozartschen Wohllaut nirgends vermissen läßt, diesmal wirklich ausgeführt. E. F.

- Schauspiel. Mit dem Aufkommen des Naturalismus in deutschen Landen, das mit dem Namen Hauptmanns verbunden ist, hat sich auch ein neuer Stil in der Schauspielkunst entwickelt, der Stil unbedingter Natürlichkeit, eines Realis= mus, der fein höheres Ziel kennt, als so treu und einfach wie möglich die Gestalten des Dramatikers nachzuschaffen, mit ihnen völlig zu verwachsen. Das Deutsche Theater in Berlin ist die Geburtsstätte dieser neuen Schauspielkunst geworden. Zu ihren glänzendsten Namen gehören Emanuel Reicher. Rudolf Rittner, Else Lehmann. Auf eng umschriebenem Gebiet geben sie ein Sochstes, Lettes.

An vier Abenden haben wir Else Lehmann im Zürcher Stadttheater erlebt. Dreimal war Hauptmann die Losung: mit dem "Fuhrmann Henschel" und mit dem "Biberpelz", welche "Diebskomödie" zweimal gegeben wurde. Dazu kam noch Dreyer mit seinem quälenden, auf scharfe Kontraste gestellten Drama "Die Siebzehnjährigen".

Die drei Rollen, die Else Lehmann zu verkörpern hatte, waren also: die Hanne Shäl, die mit bauernschlauer Diplomatie sich von Henschel heiraten läßt und so sein dunkles Verhängnis wird, dem er zum Opfer fällt; dann die Waschfrau Wolffen, das durchtriebene Diebsweib mit der siegreichen Spishüberei; schließlich die

Gattin eines Gutsbesitzers, Annemarie, eine musterhafte, etwas derbe Hausfrau, die sich glücklich fühlt, wenn sie alles bemuttern kann, mit deren häuslicher Umssicht aber die psychologische Einsicht nicht Schritt hält, so daß sie den Brand, zu dem sie in tragischer Verblendung den Jündstoff selbst herbeigeschafft, erst bemerkt, als es zu spät, das Leben des einzigen Sohnes vernichtet ist.

Als tünstlerische Leistung standen alle drei Rollen auf derselben Sohe der Vollendung. Die ordinäre, vollsaftige, nach Macht und Männern lüsterne, flug rech= nende Sanne stand mit derselben innern und äußern Wahrheit, man würde wohl besser sagen: Selbstverständlichkeit vor uns wie die resolute, herzensgute, in ihrer Pflicht aufgehende Frau Annemarie und die dreist-pfiffige, frech zugreifende und klug verwedelnde Frau Wolffen. Die stärksten seelischen Wirkungen erzielten naturgemäß die Schlukakte des Kuhrmann= Dramas und der Siebzehnjährigen. Die unheimliche Schwüle, die über dem Schluß des "Fuhrmann Henschel" liegt, wurde durch das Spiel der Künstlerin ergreifend Sanne merkt in= eindringlich gemacht. stinktiv, daß etwas Furchtbares im An= jug ift; aber ihr Mann ift so rätselhaft. daß sie nicht weiß, wohin der Schlag fallen wird. Wenn er nur wenigstens in einem mächtigen Donnerwetter sich entladen wollte; aber diesem dumpfen Brüten diesem scheuen Ausweichen, dieser schlaffen Refignation gegenüber ist das rohe Weib hilf= und ratlos. Das macht die Lehmann wundervoll flar. Ihr unruhiges Sin- und Berfahren, ihr forcierter, gleichsam provozierender Ion Senschel gegenüber, ihr hastiges Hilfeholen bei fremden Menschen, und dann schließlich, wie die dumpfe Ge= wißheit über sie kommt, daß etwas Grauen= volles in der Kammer passiert sein musse. erft die heisern Rufe, darauf die gellenden, Mark und Bein durchdringenden Schreie, wenn sie, das Kind im Nachthemdchen auf dem Arm, davonstürzt: das tritt zu einer überzeugenden Einheit zusammen, in ber auch nicht das fleinste Glied als überflüssig und indifferent empfunden wird. Als Mutter Wolffen weist sich die Lehmann über eine vis comica aus, die um so sieghafter wirkt, als sie überall ganz rein aus der Situation herauswächt und nirgends auf eigene Faust einen Sonder-Lacherfolg erzielen will. Wie dann die Spizbübin am Schluß neben dem Manne der staatlichen Ordnung steht als treue, goldlautere Seele, das ist von einer unbezahlbaren Komik und zugleich von einer satirischen Gewalt, wie sie etwa ein Ih. Th. Heine in seinen glänzendsten Zeich= nungen erreicht.

Wer dann aber miffen wollte, über welche Tone tiefften, innerften Empfindens die Lehmann verfügt, mußte sie als Frau Annemarie sehen. Zwei Söhepunkte hat dieses Seelengemälde: wie der Schmerz über den unbegreiflichen Tod des Sohnes mit elementarer, alles überflutender Ge= walt hervorbricht, und dann wie dieses furchtbare Leid zurückgezwungen wird durch den Gedanken an die nunmehr verdoppelte Pflicht sorgender Liebe dem Gatten gegen= über, der sein Berschulden am Selbstmord des Sohnes mit dem Erlöschen des längst gefährdeten Augenlichts zu bugen hat und daher in seiner Silflosigkeit fünftighin auf die treue Pflege der Gattin noch viel mehr angewiesen ift. Aus der fassungs= los aufschreienden Mutter wird die große, stille Heldin liebender Verzeihung. Am Stabe der selbstlosen Pflichterfüllung wird Frau Annemarie mutig die Bürde des Lebens weitertragen, und fein bitteres Wort wird je den Gatten an das er= innern, was er ihrem Mutterherzen zu= gefügt hat. Die Innerlichkeit und Größe des Spiels der Künstlerin gestalteten hier das dramatische Gefüge Drepers zu einem seelischen Erlebnis von selbständigem Menschlichkeitsgehalt. Sier stand man wieder einmal vor jener schöpferischen Genialität der Schauspieltunft, die selbst ein minderwertiges dramatisches Gebilde er= träglich zu machen, gewissermaßen zu rechtfertigen und zu adeln vermag, weil sie dieses Gebilde nur als Substrat beum ein Innerlichstes, Tiefftes. Größtes zum Ausdruck zu bringen. H. T.

Basler Mufitleben. Im Vordergrunde des Interesses an musikalischen Ereignissen der letten zwei Wochen stand die Aufführung der Totenmesse von Berlioz. Nach einer Zeit der Unterschätzung, ja vielfach der Geringschätzung der Werke des Baters der modernen Instrumentierungs= funst ist eine Epoche der Sochschätzung, vielleicht auch der Ueberschätzung gekommen, und wer heutzutage auch nur den gering= sten Einwand gegen Berliozsche Musik zu erheben wagt, läuft Gefahr, als ein Rückständiger, als Reaktionär von allen möglichen Seiten verketzert und gebrandmarkt zu werden. Das kann uns selbst= verständlich nicht hindern, doch unsere Meinung zu sagen, die im allgemeinen dahin geht, daß fast jedes einzelne Musikstück von Berlioz Schönheiten, oft sogar hervorragende, aufweist, daneben aber auch ebenso häufig Trivialitäten der ärgsten Sorte. Vielleicht das einzige Stück von ihm, das wir als ebenmäßig in jeder Beziehung kennen und bewundern, ist seine Ouverture "Carneval romain", auch die " Saroldsnmphonie" ist in dieser Beziehung vielen anderen unter seinen Werken überlegen.

Die vom Basler Gesangverein aufgeführte "Totenmesse" ist nun auch in ihren einzelnen Teilen höchst ungleich= mäßig. Berühmt geworden ist das Werk wohl hauptsächlich durch das "Tuba mirum", das einen ungeheuren orchestra= len Apparat in Szene sett: es verlangt außer dem Chor ein Saupt= und vier Nebenorchester (Blechbläser), dazu 16 Baufen. Daß ein solcher Klangkörper in voller Aftion eine enorme Schallwirkung hervorbringen kann, so daß auch der un= gläubigste Mensch die biblische Erzählung von dem Umblasen der Mauern Jerichos durch Posaunenschall bald für wahr zu halten versucht ist, leuchtet wohl jedem hat man dabei noch eine ideale Lokalität zur Verfügung, wie wir in Basel an unserem Münfter eine besiten, so fann man diese "Szene" des Werkes mit denkbar eindringlichster Realistik wiedergeben. Sie verfehlt auch, wie leicht zu ermessen ift, ihre starke Wirkung auf die meisten Wir persönlich muffen in-Hörer nicht. beffen zu unserem Bedauern gestehen, bag wir uns nie viel aus diesem Teil der Messe gemacht haben. Er gilt uns taum mehr als eine Kuriosität, ein ins Monstrose gesteigerter Orchestereffekt, der uns feineswegs niederschmettert. Die Orchester= behandlung ist an dem ganzen Werk wohl auch das Interessanteste; viel weniger Reiz hat dagegen die Art, wie Berlioz für den Chor schreibt. Vieles ist unsangbar, und ein wirklicher voller Chorklang entwickelt sich nur selten. In einem Stück, wie z. B. das Offertorium ist, in dem der Chor den ganzen Text unaufhörlich auf die monotonen Noten ab a singt, könnte der Chor gang gut wegfallen, so sehr ist dem Or= chester dort die Hauptrolle zugeteilt. Gang anfechtbar ift Berliog' Chorstil, auch seine Art zu kontrapunktieren, in den rein polyphonen Sätzen, wie z. B. in der Juge "Dfanna", in der sich der Komponist. wunderlicherweise in bezug auf die Form der Tradition, auf die er sonst doch nicht viel hielt, fügt. Die Fuge ist aber auch ein wahres Muster von Steifheit und Ungelenkigkeit des Sates, wirkt auch gar nicht. Bum Besten gehört der Sat "Rex tremendae", auch Manches im "Lacrymosa", in dem aber am Schluß nicht zum Vorteil des Sates die ganze lärmende Feierlichkeit des "Tuba mirum" wiederholt mird.

Die Aufführung stellte dem eindrinsgenden Berständnis von Kapellmeister Suter, dem Gesangverein und dem Orschester ein glänzendes Zeugnis aus und fand auch allseitig die gebührende Anerstennung. Sie hat jedenfalls vielen hohen Genuß gebracht.

Das letzte Abonnementskonzert des Jahres 1906 brachte uns noch einen werten Gast und zwar einen Schweizer, den Pianisten Rudolf Ganz. Sagen wir es gleich zu Ansang, daß er zu den Besten gehört, die wir in den letzten Jahren gehört haben. Ausgerüstet mit einer glänzenden Technik, mit großer Krast, zeigt er sich am Flügel als Musiker

im edelsten Sinne des Wortes, als reifer Rünftler mit männlichem Empfinden, dem alles Außerliche fremd ist. Konnte er im Bortrage des B-moll-Konzertes von Timaikowsky alle Virtuosenfünste springen lassen, so gab er sich in dem C-moll-Nocturne von Chopin und dem reizenden H-moll-Capriccio aus op. 76 von Brahms mehr von der intimen Seite. Wollte man hier etwas Besonderes her= vorheben, so wäre es das Chopinspiel des Künstlers, das in seiner vornehmen Ein= fachheit uns lebhaft an die Art erinnerte. wie Rubinftein diese Dinge anfaßte. Den einzigartigen, wunderbar poetischen Zauber, der über dem Spiel dieses Meisters ausgegossen war, hat allerdings für unser Gefühl kein Künstler nach ihm wieder hervorbringen fönnen. Bei Rudolf Gang wirft neben der absolut sicheren Technik noch der ungemein schnellkräftige. elastische Anschlag, die prachtvolle Bräzision seines Rhythmus, und am schönsten seine gange Ginfachheit. Wir freuen uns lebhaft, die Zahl ausgezeichneter Schweizer= fünstler durch ihn vermehrt zu seben. Daß er einen enormen Erfolg hatte, sei der Vollständigkeit halber hier noch nachge= holt.

Die Gaben des Orchesters bestanden in der Berliogichen "Behmrichter-Duvertüre", auf die unsere oben angeführte Charafteristif durchaus zutrifft. Interes= santes, Langweiliges und auch Triviales mischen sich in ihr zu einem Gesamtbilde, das wir nicht als ein harmonisches em= Neben wirklich Bedeutendem macht sich banalster italienischer Opern= singsang breit. Es scheint aber, als ob dem Publikum heutzutage alles recht sei, wenn es nur von Berliog ftammt. Denn die Ouverture wurde mit gang anderem Eklat aufgenommen, als die herrliche achte Symphonie von Beethoven, die doch alle Geister des Frohsinns und des gött= lichen Sumors entfesselt. Möglicherweise wäre auch das Berhältnis umgekehrt gewesen, wenn, wie es am besten gewesen ware, die Symphonie zu Beginn des Konzertes mare gespielt worden. Das Publikum ist eben sehr launisch und unberechenbar.

Zwei Tage später schloß die erste Sälfte der Konzertsaison mit einem vorzüglich gelungenen Kammermusikabend ab. Er bescherte uns zwei monumentale Werke deutscher Kunft: das Quartett F-dur aus op. 59 von Beethoven und Klavierquintett in F-moll Beide Werke fanden eine Brahms. vorzügliche Reproduktion; den Klavierpart des lettgenannten Werkes besorgte Dr. Sans Suber, und zwar so vollen= det schön und meisterlich, wie man es von ihm ja stets gewohnt ist. Er brachte das gewaltige, vielfach fehr herbe und daher nicht jedes Publikum annehmende Werk im Berein mit unserem Basler Streichquartett zu durchichlagender Wirfung, die außerdem noch rein musikalisch daher fich erklären läßt, daß in Bafel, wie nicht leicht anderswo gute und feine Kammermusik in Privatkreisen eine sehr rege Pflege findet. E. Th. M.

Berner Musitleben. Die Wiederaufsnahme einer Aufführung des "Weihsnachtsoratoriums" von I. S. Bach durch den Cäcilienverein unter Beishülfe von Männerstimmen aus der Liedertafel, führte uns dieses Malins Münster und gewann gegen diesenige im Jahre 1898 ganz entschieden durch die Mitwirkung der Orgel, welche unter den Händen des Herrn Professor C. Heß bald zart, bald machtvoll, künstelerischvollendetindas Ensemble sich einfügte.

Das Werk. 1734 geschrieben und nach Bachs Tode erst 1844 wieder aufgeführt, zerfällt in sechs Teile, von welchen die drei erften, die hier zur Aufführung gelangten, uns in die festliche Weihnachts= zeit verseten. Es zeichnet sich hauptsäch= lich durch die großenteils melodiöse Er= findung der Gologefänge aus und von diesen kann die aus dem IV. Teile herüber= genommene Sopran-Arie "Flößt, mein Seiland, flöft bein Namen auch ben allerkleinsten Samen jenes strengen Schredens ein?" mit den wunderlieblichen Ecopartien zu iconfter Geltung.

Doch auch die Chore find glanzend, besonders in der Bereinigung mit Orgel, ichmetternden Trompeten und wirbelnden Bauten, dann wieder zu Bergen fprechend, dem Ohre des Hörers sich leicht befreundend; dies zeigte fich besonders in den Chorälen und vorab in "Wir singen dir in deinem Heer", in welchen das Orchester das Chor= thema ("Bom Himmel hoch, da komm ich her") mit den Motiven aus der Symphonie zu Anfang des II. Teiles begleitet. über= haupt hat das Orchester seinen Part vor= trefflich gelöst; einigermaßen enttäuscht hat uns der Klang der Solo-Bioline, welche in der Arie "Schließe mein Herze" hart flang. Die Trompeten vermochten ju Anfang ber Stimmung sich nicht anzupassen; in den tiefen Lagen waren sie zu hoch, in den obern zu tief, was sich nur mit der Schwierigkeit der betreffenden Partien und der Anwendung, wahrscheinlich geliehener Instrumente, welche unsern Blafern den Ansatz erschwerten, ent= schuldigen läßt.

Die figurenreichen Chöre klangen teilsweise etwas verschwommen; es mangelte das Hervortreten der Themata in den einzelnen Stimmen und das dagegen bedingte Zurücktreten der andern. Wunderbar klangen die Choräle, aus denen man einen Hauch des Innenlebens des frommen, großen Mannes Bach herausfühlte. Wir können es uns hier nicht versagen, den Damen von Sopran und Alt für ihre bemerkenswerten Leistungen ein Kompliment zu machen; der Tenor klang stellensweise spröde und der Baß hätte noch mehr Abrundung ertragen können.

Die Solisten lösten ihre Aufgaben im allgemeinen gut. In Fräulein Louise Wirz aus Zürich lernten wir eine begabte junge Sängerin kennen, welche gute Studien gemacht hat. Noch fehlt ihrer Stimme die Größe und Breite; wir sind jedoch überzeugt, daß die Künstlerin zu Schönem berusen ist. Daß sie auf dem betretenen Pfade nicht rasten wird, dafür bürgt uns das Milieu, aus dem sie hervorgegangen. Frau Reumann=Weidele (Alt, Zürich) bot ihr Bestes und wirkte

hauptsächlich durch die Wiedergabe der pathetischen Stellen. Herr George A. Walter (Berlin) brachte die Partie des Evangelisten zu prächtiger Geltung; wenn wir gleichwohl etwas auszusezen haben, bezieht sich das auf die zu hastige Wiedergabe des Anfangs der Rezitative. Die Arie "Frohe Hirten" war eine Glanzsleistung. Weniger glücklich war die Wahl des Bassisten, Herr P. Hegar aus Mainz. Der junge Mann hat mit viel Verständenis seine Partie wiedergegeben, aber stimmlich muß er noch zusezen.

Mit fräftiger Hand leitete Dr. Carl Munzinger das Konzert und bewies uns neuerdings, ein wie großes Verständenis für die alten Klassifer in ihm wohnt.

- Konzert Brema. Frau Brema gilt als eine der größten Bortragskunst= lerinnen. Und wirklich, auch in ihrem diesmaligen Konzert hat sie ihre große Begabung für Bortrag und erschöpfende Darstellung aufs neue bewiesen. Sie versteht es wie nur wenige, den ganzen geistigen Gehalt einer Dichtung heraus= zuschälen, sich bis in die kleinsten Einzel= heiten hinein zu vertiefen, und dem Sorer das fertig Berarbeitete in eindringlicher Wirkung darzulegen. Bom musikalischen Moment ausgehend, erscheint nun manches beinahe etwas chargiert, und der fünstle= rische Ausdruck auf eine Spike getrieben, die mit ihrer glänzenden Teinheit beinahe ein Brechen befürchten läßt. Es besteht sozusagen eine Differenz zwischen ihrer Auffassung der Dichtung und zwischen der= jenigen des Komponisten, und zwar oft in frassem Gegensatz zu den Traditionen im Bortrag flaffischer Musit. Dies, sowie das etwas bunt gefärbte Programm, dürfte den Erfolg der Künstlerin etwas beein= trächtigt haben. Wie schade, daß Frau Brema uns nicht das bot, was ihr eigenes Wirkungsfeld stempelt: Richard Wagner.

Die Begleitung zu allen Gesängen wurde von Herrn Behrens in sehr feiner geschmackvoller und technisch tadelloser Weise durchgeführt.

Frau Bremas Tochter, Wiß Tita Brand, rezitierte mit meisterhaftem Vortrag Szenen aus Shakespeareschen Dramen. Ihr herrsliches, modulationsfähiges Organ, ihre bewunderungswürdige Sprachtechnik und ganz besonders ihre temperamentvolle und doch aufs feinste abgetönte Vortragskunst schufen große Wirkung.

—III. Abonnementskonzert. Als Hauptnummer figurierte die Symphonie in f-dur, op. 90 von I. Brahms. Breit ausgesponnen und mit schwerer, ja schwer= fälliger Behaglichkeit gearbeitet, ist der Wert des Werkes nicht für jeden Sorer sofort erkennbar, und dennoch kann man fich dem Ernst und der gewaltigen Tiefe, die geradezu als typisch für Brahms' Schaffen erscheinen, nicht entschlagen. Das ift ja immer so fesselnd an Brahms, daß jedes Werk durch seine enge Berbindung mit dem Eigensein des Schöpfers zu einem persönlichen Dokument gestempelt wird. und daß es damit, wenn man so sagen darf, pinchologischen Wert besitt. Und fo ftehen auch in diesem Werke echt Brahmssche Mängel dicht neben echt Brahms= iden Vorzügen: Manchmal etwas dürftige Themenerfindung, überall breite, ausholende Anlage, sorgfältige Ableitung und tonsequentes Bestreben nach Bertiefung und Verinnerlichung. Dazu die finnreiche Gruppierung der Klangmomente, gewissermaßen ein Katalogisieren der Instrumentalgruppen. Aber die erreichte Wirkung ist frei von jeder "Gewolltheit"; weltabgewandte Sehnsucht und die Schönheit eines reinen Innenlebens sind ihre Quellen. Nur dem Suchenden rauscht in den Werken Brahms .. des Lebens tief= verstedter Born".

Die beiden ersten Sätze fanden eine sehr stimmungsvolle Wiedergabe, während die auffallende Tempoverschleppung in der zweiten Hälfte der Symphonie den Einstruck schwächte.

Als Solistin hörten wir Fräulein Tilly Roenen aus Berlin. Diese Künstlerin bereitete durch ihre Wiedergabe einiger Schubertscher und Brahmsscher Lieder ungetrübten Genuß, der zur Hauptsache ihrem herrlichen Organ und ihrer mächtigen Gestaltungsgabe entsprang,

Andere Pflichten verhinderten mich, auch noch das Klavierkonzert in d-moll von Brahms, von unserem bestbekannten Friz Brun gespielt, anzuhören — die Tagespresse hat sich darüber sehr günstig ausgesprochen.

E. H—n.

Bürcher Mufitleben. Bom 9. bis 11. Dez. ging's in der Tonhalle hoch her: zweimal, am 9. und 11. führte der "Männerchor" Unterstützung der Damen "Gemischten Chores" unter B. Andreaes "Faufts Berdammung" Leitung von Berliog auf, und dazwischen gaben die gewonnenen Solisten, Marcella Pregi, Ludw. Seg, Joh. Mesichaert und S. Baterhaus, ein Golistenkonzert. Man pflegt von spezifisch musikalischer Seite im allgemeinen als kleinlicher Rörgler angesehen zu werden, wenn man vor dem gewaltigen Werk Berlioz' nicht in unbedingter Anbetung auf den Anien liegt. Gegenüber den großartigen musikaliichen Schönheiten des Werkes muffe man über die Mängel des Textes einfach hinwegsehen. Solcher Forderung fann man nun allerdings nachkommen, wo es sich um einen irgend beliebigen Stoff handelt, wo aber heute für den Deutschen der Name "Faust" in Betracht kommt, ist das schlechterdings unmöglich. Goethes "Faust" ist gewissermaßen unser nationales Heiligtum, und das bringt es mit sich, daß wir einmal alles, was sich in dem Gedankenkreis des Meisterwerkes bewegt, an seinem Makstabe messen mussen. und daß wir zweitens jede - gelinde gesagt - Berzeichnung seines ganzen oder teilweisen Inhaltes als ästhetischen Rippenstoß empfinden. Leider fehlt es uns an Raum, den Aufbau des Berliozichen Textes zu stizzieren und auf seine einzelnen fleineren Schwächen einzugehen. Als weitaus wichtigste sei hier nur die gangliche Berkennung ober Migachtung des eigentlichen Goetheschen Faustgedankens hervorgehoben: Faust fährt unter dem Geheul der Teufel bis in den tiefsten Schlund der Hölle hinab. Dieser Rückfall

zur naiven Sage der Fauftbücher genügt, uns den Geschmad an der Dichtung, qu= mal bei ber ganz schattenhaften Zeichnung des helden, einigermaßen zu verderben. Soviel vom Text! Es mußte gesagt werden, gleichsam zur Abwehr, zur Berwahrung gegen jede Verballhornisierung unseres Faust, nicht zur Verunglimpfung des Komponisten Berlioz. aus seinem Text gemacht hat, läßt nur bedauern, daß er sich nicht an einen besseren gehalten hat. - Nachdem schon der erste und namentlich der zweite Teil (Oftermorgen — Auerbachs Keller — Fausts Traum) eine Fülle hervor= ragender Schönheiten — wir erinnern nur beispielsweise an den "Splphentang" - und interessantester Ideen gebracht hat, erreicht das Werk seine Söhepunkte im dritten und vierten Teil. Reizend ist der Zwiegesang zwischen Mephistopheles und dem Chor "Wie dein Herze lacht 2c." (Szene 12) mit dem tonmalerisch entzückend geschilderten Berschwinden der Irrlichter, voll höchster musikalischer Schönheit die folgende Szene zwischen Faust und Margarethe. Der zum Schluß hinzukommende Chor der den "Galan" witternden Nach= barn bietet, wenn er auch nicht gerade aur Erhöhung der Poefie beiträgt, Gelegen= heit zu äußerst carakteristischer Zeichnung und zum Aufbau eines höchst interessanten und effektvollen Abichlusses des dritten Teils. Der vierte Teil beginnt mit dem Goetheschen Lied "Meine Ruh ift hin", von beffen Bertonung wir beim beften Willen nicht erbaut sein können. Wo ist das einfache, sinnige Gretchen geblieben? So fühlt und fingt eher eine überfeine, hnsterisch angehauchte Pariserin. Bracht= voll ist dann die "Beschwörung der Natur" ("Natur, du mächt'ge", — nach Goethes "Erhabener Geift 2c.") und von zwingender Großartigkeit die Höllenfahrt "Faust und Mephistopheles auf schwarzen Rossen dahinbrausend" — vorbei an der Schar angstvoll betender Landleute, hindurch durch den "Schwarm nächt'ger Bögel" und das "unendliche Gedränge tanzender Totenbeine", bis die Hölle sich auftut und Faust unter dem Geheul der Dämonen versinft, die Berliog in fehr origineller und gelungener Beise ihre Gefühle in Swedenborgicher Söllensprache zum Bortrag bringen läßt. Den Schluß des Werkes macht eine wunderbar zarte, wahr= haft ätherisch schöne Verklärung der hier durch Fausts Verdammung erlösten - Margarethe. Die Aufführung mußte in jeder Beziehung mustergültig genannt werden. Chor, Orchester und Solisten taten unter Andreaes umsichtiger Leitung ihr bestes, um allen Schönheiten des gewaltigen Werkes zu möglichst vollkommenem Ausdruck zu verhelfen. Auf die eingangs ermähnten Runftler werden wir anläglich des Solistenkonzertes, dessen Besprechung wir uns für die nächste Rummer vorbehalten, noch zurücktommen.

W. H

Berner Stadttheater. 3mei Carmen= Aufführungen. Go feltsam es klingen mag: die Carmenaufführung mit unserm hiesigen Ensemble war stilvoller, ja ein= dringlicher als die mit Mario Gan, ber derzeit berühmtesten Carmen. Wenn bie ausgeprägte Eigenart Madame Gaps, die Einzigartigkeit ihres Temperaments, und die andauernde Afzentuation ihres Eigenwesens brangten sich bermagen in den Bordergrund, daß von fünstlerischen Beziehungen zwischen der Titelheldin und dem übrigen Ensemble kaum mehr die Rede sein konnte. Der Chor geriet in Gesang und Spiel in Berwirrung, ja selbst das Orchester konnte sich den mannigfachen Willfürlichkeiten des Gaftes nur auf Kosten der Reinheit und Präzision Einzig Herr Balta stand auf der ganzen Sohe der Kunft Mario Gans; sein "Don José" war eine Glanzleiftung, die sich besonders im letten Afte zu hinreißender Wucht und Größe erhob. Alles andere war dafür um so matter uud farb= loser; vermochte selbst nicht einmal die dankbare Rolle des "Escamillo" in der tän= zelnden Gangart, mit der herr Likelmann die stolze Kraft und die Grandezza des spanischen Stierkämpfers ausdrückte, stärker ju interessieren. Unter dem erlaubten Durchschnitt stand der "Il Zuniga" des Herrn Röseling, und ganz unbegreiflich erschien die Besetzung des "Il Dancairo".

Wenn die Aufführung mit Frl. von Stager als Carmen fast eine bessere ge= nannt werden darf, so hat dies seinen Grund darin, daß sich die Künstlerin dem Gesamtbild unterordnete, und bennoch ein idarf umriffenes Charafterbild ichuf. Frl. Stager suchte die Carmen weniger von einer bestimmt gegebenen Auffassung aus darzustellen, als vielmehr in einer ihrer Berfonlichkeit glatt angepakten Berkorperung eine Carmen zu geben, die von der gewohnten Interpretation start abwich, aber doch sehr glaubhaft und fesselnd Was bei ihrer Darstellung. ericien. gang im Gegensat zu Mario Gan, besonders hervortrat, war, daß sie eine Ent= widlung gab, eine sich immer mehr schärfende Weiterbildung ihres Charafters mit jedem Erlebnis nachdrücklich zeichnete. Man fann sich taum einen Schärferen Kontrast denken, als diese beiden Carmen-Borstellungen. Mario Gays Carmen ist von einer fast tierhaften Natürlichkeit und Ursprünglichkeit, die keine andere Trieb= fraft fennt, als ungezähmte, ewig neu begehrende Sinnlichkeit. Mit der fühl= losen Gleichgültigkeit und Grausamkeit eines Naturkindes wirft sie ihre Opfer wieder von sich. Mario Gans Spiel ist von einer folch munderbaren Berechnung, daß jede Bewegung, jeder Ton aus dem Augenblick geboren zu sein scheint. diese Zersplitterung in tausend Kleinig= feiten und Feinheiten, in erklügelte Details und effettvolle Nebenfächlichkeiten birgt doch eine große Gefahr: es geht viel von der Einheit, von der Großzügig= feit verloren. Man erinnert sich, wie fie die blonden, diden Bopfe der Micaëla in der Sand wog, man sieht noch, mit welchem Augenspiel diese Carmen starb, man fühlt ihr noch die seltsam hingebenden, die Bewegung wie tostliche Gufe auskostenden Tänze nach — aber das Bleibende eines zusammenfassenden Gindrucks ergab sich kaum. Ihr volles, sattes, dunkles Organ gelangte besonders in getragenen Partien zu voller Tonentfaltung, wie in der Kartenszene, wenngleich diese darstellerisch nicht die Höhe anderer Mosmente erreichte.

Die musifalische St. Gallen. Wintersaison hat uns als anstaltungen des Ronzertvereins die ersten drei der üblichen Abonnements= tonzerte, einen Kammermusikabend und ein Konzert der Société de Concerts d'Instruments anciens gebracht. In den Abonnementskonzerten wirkten solistisch mit: der Pariser Tenorist Ludwig Seg aus Berlin, der Cellist David Bopper aus Budavest und der Genfer Biolinist Senri Marteau. Letterer leitete die Aufführung von Josef Laubers Biolinkonzert in D-moll mit Orchesterbegleitung und spielte die Solo-Bioline, auch in einem andern Wert eines ichweizerischen Rom= ponisten, in Jacques Ehrharts Romanze mit Orchesterbegleitung und im Symphoniesat aus einer unbekannten Bachschen Kantate für konzertierende Bioline. mit Begleitung des Streichorchesters und drei Solotrompeten. Erstmals wurden in diesen Konzerten weiter geboten die Duvertüre zu Eugen d'Alberts Oper "Der Improvisator" und die von Felix Mottl für Orchester bearbeitete Ballet-Suite aus Gludschen Opern. David Popp wirkte auch am Rammermusikabend mit. Das Konzert der Pariser Musik vermittelte uns die Bekanntschaft mit der Bruffeler Sopranistin Marie Buisson. Der städtische Männerchor "Sarmonie" feierte seinen 85jährigen Bestand 30jährige musikalische Leitung durch ihren Direktor Richard Wiesner mit einem Konzerte in der St. Laurenzenkirche, an welchem die Sopranistin Hermine Förster in Duffeldorf und der Baritonist Soomer in Leipzig solistisch mitwirkten. Aus bem Programm mögen genannt fein: Mar Bruchs Frithjof-Szenen, zwei Gefange aus Edvard Griegs "Sigurd Jorsalvar", Hegars Bundeslied, Wotans Abschied und Feuerzauber aus Wagners .. Walfüre". Richard Wiesners Chor= und Orchesterstück "An das Baterland".

Das städtische Kunstmuseum sah in der letten Zeit eine hübsche Weihsnachtsausstellung st. gallischer Künstler in seinen Räumen. Richard Schaupp, Fritz Gilsi, C. Braegger, Viktor Baumgartner, Frau Hebel-Rüdin, Martha Burchardt, Albert Müller, Fräulein H. Kunkler waren mit Gemälden, Ölstudien, Mouarellen, Radierungen vertreten. Der Bildhauer Geene vertrat die Plastik. F.

Luzern. Wir befinden uns heute am Ende der ersten Sälfte unserer Runftsaison. Was man uns am Anfang versprochen, ist in qualitativer Hinficht bisher treulich gehalten worden. Bon den projektierten Sonatenabenden Janipet-Faßbänder hatte man bis heute aus einem mir unbekann= ten Grunde Umgang genommen, ein Um= stand, den man als Musikliebhaber aufrichtig bedauert, der aber dem gangen Luzerner Musikarrangement den idealen Mugen bringt, daß alle anderen musikali= ichen Darbietungen umso eher geschätzt werden. Unter diesen muß der Zeitfolge gemäß in erster Linie Fägbanders III. Rammermusit vom 26. November erwähnt merden. Der Abend brachte uns 20 Fagbanderiche Liederkompositionen, die verschiedenen Schaffensperioden des Romponisten angehören und von Frau Lydia Jakbander gefungen wurden. Die Lieder Faßbänders hätten wohl kaum eine treuere Wiedergabe finden können; der flangpolle Sopran dieser Sangerin und ihr musikalisches Anpassungsvermögen brachten alle Vorzüge dieser Kompositionen zur vollen Geltung. Die Lieder sind von verichiedenem Gehalt, allein durchweg spricht aus ihnen der Geist eines echten Kunftlers Fakbander selbst begleitete sie am Klavier, ein Umftand der dazu beitrug, die Berfonlichteit des selbständigen Musikers und Ton= dichters markant hervortreten zu lassen.

Mit der Aufführung der Bachschen Johannespassion am 9. Dezember hatte sich der städtische Konzertverein eine schwere Aufgabe gestellt, die er denn auch in vorzüglicher Weise löste. Mit einem Chorpersonal von 170 Stimmen, einem vollbesetzen großen Orchester und fünf

tüchtigen Solisten brachte Musikdirektor Kaßbänder dieses monumentale Werk sehr gut zur Geltung. Die Bachsche Johannes= passion stellt besonders an den Chor hohe Anforderungen und wenn man bedentt, daß 30 neu zum Chor hinzugekommene Stimmen in dieser Aufführung sozusagen ihre erste Feuerprobe zu bestehen hatten, so sieht man von Aleinigkeiten ab, die man in einer im gangen fehr exakten Wiedergabe gerne vermißt hätte. Die Aufführung dieses Werkes hatte noch den examina= torischen Zwed, den Chor für das im nächsten Sommer hier stattfindende Schweizerische Tonkünstlerfest auf seine Leistungs= fähigkeit zu prüfen. Die Prüfung ist so gut ausgefallen, daß man mit diesen Ge= sangesträften ohne Bedenken an die schwierigsten Werte herangehen darf.

Die bei der Aufführung der Johannesspassion mitwirkenden Solisten, die Altistin Fräulein Wanda Felicitas Weber aus Bruchsal, die Franksurter Kammersängerin Fräulein Johanna Dietz, der Tenor Rischard Fischer aus Franksurt, der Baßbariton Peter Hegar aus Mainz und der Luzerner Bassift Gallus Gmür hatten in einem am 10. Dezember stattgefundenen Künstlerstonzert Gelegenheit, sich über ihr Können—jeder in seinem eigensten Gebiete — ausszuweisen.

In der Oper wurde innerhalb eines Monats nicht sonderlich viel geleistet. Außer Offenbachs "Orpheus in der Unterwelt" gab man nur noch "Die lustigen Weiber von Windsor" von Nicolai, allerdings in einer völlig abgerundeten Aufführung. Am Weihnachtstage wurden zum erstenmale im Luzerner Stadttheater "Hoffmanns Erzählungen" aufgeführt.

Das Repertoire des Schauspiels bot fünstlerisch wenig Bedeutendes. Ohnets "Süttenbesitzer" Blumenthal und Kadelburgs Doppellustspiel "Im weißen Rößl" und "Als ich wiederkam", "Dottor Wespe" von Benedix, der "Registrator auf Reisen" von L'Arronge und die "Schmetterlingsschlacht" von Sudermann, das ist alles.

Im Zürcher Künftlerhaus herrschte anfangs Dezember für turge Beit nur Ferdinand Sodler mit einer fehr interessanten Rollettion älterer, neuerer und neuester Arbeiten, teils aus Privat= besit bergelieben, teils vom Rünstler selbst Die neuesten Bilder Hodlers gaben in der Mehrzahl Landschaften in jenem hellen, leuchtenden Rolorit und jener wuchtigen, breiten Behandlung, die dem dekorativen Ideal des Künstlers ent= sprechen. Mehrere fanden sofort ihren Liebhaber. Bon den neuesten figurlichen Rompositionen, einer still durch die Landschaft wandelnden Frau und einem nacten, über dem Nebelmeer auf einer Felsspike stehenden Jüngling, blieb das lettge= nannte ebenfalls in Zürich. In der ftreng architektonischen Durchgestaltung dieses Gemäldes, wie in der nach bestimmten Er= wägungen der Linienrhythmik organister= ten Landschaft auf dem Bilde mit der Frau, trat Hodlers, den Zusammenhang der Malerei mit der Architektur ftark betonendes fünstlerisches Schaffen, flar und intransigent zutage. Unter den Bilbern ältern Datums, aus ben 1880 er Jahren, fand man in bezug auf malerische Qualität und zeichnerische Feinheit und Schärfe ausgezeichnete Arbeiten. Auch eine wert= volle Studie zum "Tag" war ausgestellt. Bum Segar-Jubilaum mar bem bochverdienten Kapellmeister ein Gemälde Hoblers gestiftet worden, das jest durch die Ausstellung den Kreisen der Kunstfreunde zugänglich gemacht wurde. Beim Feste selbst hatte man, um den Damen tein Arger= nis zu geben, von einer öffentlichen überreichung des Gemäldes Abstand genommen. Wer weiß, wie wenig Hodlers nacte Frauengestalten nach der Seite des Sinnenreizes hinliegen, konnte die Komik jenes moralischen Entschlusses nachträglich noch in seiner ganzen Fülle auf sich wirken lassen. Diese in eine Landschaft mit einer herabrieselnden Quelle hineingestellte. die Natur verehrende Figur, zeichnete fich por allem durch den schönen Zusammen= flang des Fleischtones mit dem Grun und Braun der Landschaft aus.

Unmittelbar an diese bedeutsame Ausstellung, die sich des regiten Besuches erfreute, und in der neben Sodler nur noch der vortreffliche, geistreiche englische Aquarellist und Radierer East mit einer reichen Zahl von Arbeiten vertreten war — eines seiner Aquarelle und zwei Radierungen find in den Besitz unserer Kunftsammlung übergegangen — unmittelbar an fie ichloß fich die Weihnachtsausstellung an, die dies= mal — leider — nur von kurzer Dauer ist, indem sie am 2. Januar zu Ende geht. Qualitativ stand sie hoch über dem sonst dieser letten Jahresserie üblichen Niveau. Eigentlich Geringwertigem begegnete man taum. Um meisten fünstlerische Beachtung fanden die auf dunkle, elegische Tone gestimmten drei Landschaften Sans Sturgeneggers, die von einer echten Größe und Tiefe des Empfindens und Ge-Auch ein Herrenporstaltens zeugten. trät des Künstlers zeigt, wie tief in psp= cologischer Sinsicht Sturzenegger grabt und über welche Rraft der Charafteristif Mit einer Reihe tüchtiger, er verfügt. solider Arbeiten hatte sich auch der andere Schaffhauser Richard Amsler ein= gestellt. Ernst Würtenberger mar blog mit einem Bilbe vertreten, einem farbig fein gesehenen Bauernbuben in der ländlichen Speisekammer. Frig Wid= mann stellte zwei martige Landschaften von fester Faktur und gesundem, sicher abgewogenem Kolorit aus. Einige reizende belikate Aquarelle Emil Anners seien gleichfalls erwähnt. Mit erfreulichen. frischen Talentproben waren die Landschafter Philipp Sögli, René Laden = bauer und der Aquarellist Hinrikson vertreten. Vorzügliche Lithographien brachte Friedrich Walthard, Figur= lices und Landschaftlices. Zwei Ar= beiten Alex. Soldenhoffs wiesen eine beachtenswerte persönliche Note auf; vor allem die frische Sonnigkeit des breit und fräftig hingestrichenen Doppelporträts zog die Aufmertsamteit auf sich.

Diese paar hinweise mögen hier genügen. Die Plastik war bloß mit drei sleißigen Arbeiten Hans Freys und Wilhelm

## Literatur und Kunst des Auslandes

Bartholomé-Ausstellung in Berlin. In Berlin hat man eine Ausstellung von Werken des berühmten französischen Bildhauers und Malers Albert Bartholomé veranstaltet. Der 1849 geborene Künstler studierte zuerst die Rechte, ging dann aber nach Genf und wieder zurück nach Paris, wo er sich gang der Malerei widmete und namentlich als Zeichner Bedeutendes leistete. Da bewog ihn 1886 der Schmerz über den Tod seiner heißgeliebten Gattin, fich gang in die Einsamkeit gurudzuziehen, wo er sich nur noch mit dem Gedanken beschäftigte, seiner toten Frau ein Grabdenkmal zu schaffen, in das er die ganze Fülle seiner Schmerzen um ihren Berluft hineinlegen könnte. So wurde er Bildhauer. Nachdem bereits eine ganze Anzahl hervorragender Werke, die fast alle die schwermutvolle Trauer um den Tod geliebter Menschen jum Ausdruck bringen, seine Werkstätte verlassen hatten, erschien 1895 der Entwurf zu jenem grandiosen und erschütternden Monument Aux morts, das dann ausgeführt und 1899 auf dem Friedhof Père Lachaise in Paris enthullt wurde. Dieses Werk ist wohl das Großartigste, was die neuere plastische Kunst hervorgebracht hat.

Ludwig Fulda. Die neue romantische Romödie "Der heimliche König" dieses Schriftstellers, der über ein gefälliges Versund Formtalent verfügt, aber in der Beshandlung der Stoffe stets an der Oberssäche bleibt und bei jedem ernsthaften Problem versagt, ging am Berliner Lessingtheater zum erstenmal in Szene und hatte lebhaften Erfolg.

Sugo von Hofmannsthal, der nervössbekadente, aber äußerst feinfühlige und mit einer hervorragenden Sprachkunst arbeitende Wiener Dichter, kam am Hoftheater in München mit seiner neuen Tragödie "Dedipus und die Sphing" zum Wort. Das Stück, das wie die Umdichtung der Sophokleischen "Elektra" einen antiken Stoff modernisiert, fand freundlichen Beifall.

Bon **Bernard Shaw**, dem bekannten englischen Satiriter, der nun auch in Deutschland Mode geworden ist, brachte das Deutsche Theater in Berlin die neue satirische Romödie "Mensch und übermensch" zur Erstaufführung. Bedeutende Wirkung erzielte nur der erste Att, während die folgenden durch zu große epische Breite ermüdeten.

Rölner-Stadttheater. hier errang sich die neue große Oper "Bendetta" von Emilio Pizzi einen durchschlagenden Erfolg. Die Kritik hebt hervor, daß diese Oper zu den bedeutendsten Schöpfungen auf musikdramatischem Gebiet der neuern Zeit zu rechnen sei.



### Schweiz.

C. Baudenbacher, Seimatglüd. Er-

Sprüche. (220 S.) Bern, Gustav Grunau. Brosch. Fr. 3.—, geb. Fr. 4.—.

Was ist Heimat? Ist sie ein Gebiet, das Pfähle abstecken und Grenzsteine umschließen? Ist sie an einen staatlichen